



1926-06-06

Der Panchen Lama in Peking

Elizabeth Paulay

Follow this and additional works at: https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay

 Part of the [German Literature Commons](#)

Digital Archive Source:

<http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=nfp&datum=19260606&seite=30&zoom=33>

BYU ScholarsArchive Citation

Paulay, Elizabeth, "Der Panchen Lama in Peking" (1926). *Essays*. 768.

https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay/768

This Article is brought to you for free and open access by the Nonfiction at BYU ScholarsArchive. It has been accepted for inclusion in Essays by an authorized administrator of BYU ScholarsArchive. For more information, please contact scholarsarchive@byu.edu, ellen_amatangelo@byu.edu.

Der Panchen Lama in Peking.

Von Elisabeth v. Paulay.

Vor ungefähr 150 Jahren hat der Panchen Lama zum letztenmal die Hauptstadt des Reiches des Himmels besucht. Für China und die Anhänger des Buddhismus bedeutet dies dasselbe, wie wenn das Haupt der römischen Kirche in Italien die Ewige Stadt verlassen und eine Reise antreten würde. Der *Panchen Lama ist das Oberhaupt des tibetanischen Buddhismus*, die Reinkarnation der Amibathaner des „Unendlichen Lichtes.“ Er ist kein „irdischer Statthalter“, sondern selbst die Personifikation der „Lebende Buddha“. Er residierte in Thassilumbo im Westen von Tibet. Der Dalai Lama, der in Lhasa auch im politischen Sinne herrscht und der den Namen „Diamant, der große Lehrer“ trägt, hat politisch vielleicht eine größere Bedeutung, aber der Panchen Lama ist das geistige Oberhaupt des Buddhismus, seine Macht ist unbedingt und seine Verantwortung unbestritten. Die Legende erzählt, daß die Mutter des früheren Panchen Lama durch fortwährende Intrigen ihrem Sohne auch den vollen politischen Einfluß in ganz Tibet zu gewinnen suchte, ihr Sohn sei dieser ewigen Umtriebe überdrüssig geworden und hätte ein ganzes Leben hindurch gebetet, daß seine Mutter von neuem als Weib ihre Reinkarnation erlebe, aber taub und stumm und dieserart unfähig für die Intrige. Und in der Tat, als man in dem gegenwärtigen Panchen Lama die Reinkarnation Buddhas entdeckte, stellte man gleichzeitig fest, daß seine Mutter taubstumm war.

Der Besuch des Panchen Lama im Frühjahr 1926 hatte, so sagt man, dennoch einen gewissen politischen Hintergrund. Angeblich wollte er zwischen den verschiedenen politischen Parteien Frieden stiften; sein Bemühen war, wie die heutigen Ereignisse zeigen, von keinem Erfolg begleitet, aber die Eingeweihten flüstern, daß die Beziehungen zwischen Lhasa und Thassilumbo in den letzten Jahren nicht die freundschaftlichsten waren, und seine Heiligkeit erklärt, daß Peking für eine Zeitlang ihm als Residenz größere Sicherheiten biete als Thassilumbo. Was immer auch der Beweggrund gewesen sein mag, die Nachricht von dem Besuch entfachte in der Hauptstadt unermeßliche Begeisterung. Wochen vorher war dies der einzige Gesprächsstoff. Für den Empfang wurden große Vorbereitungen getroffen. Monate hindurch währte die Reife des Panchen Lama, natürlich im Wagen, im Tragstuhl, auf Kamelrücken. Tausende und aber Tausende gaben ihm das Geleite. Hunderttausende harrten klopfenden Herzens seiner entgegen.

Am Tage seines Einzuges bei lachendem Sonnenschein war ganz Peking auf den Straßen. Durch die dichte, festlich gekleidete Menschenmenge können wir uns kaum einen Weg zur Station bahnen, wo die Abordnungen sich drängen und die Arrangeure Verfügungen treffen. Musikorchester warten auf das Zeichen, um mit Posaunen den Gast zu begrüßen. Das Betreten der Station war nur mit einer Einladung möglich, der ein kleines goldgelbes Abzeichen beigegeben war. Vor diesem Zeichen öffneten sich auf der Straße alle Wege durch die Menge. Auf dem Bahnhof trug jedermann ein kleines gelbes Fähnchen in der Hand, das Gebäude war in goldgelben Farben geschmückt. Das war die Farbe des heutigen Tages, das Kaisergelb, die Farbe des höchsten kirchlichen Würdenträgers, die heute im Sonnenlicht, alles beherrschend, glänzt. Das Nahen des Zuges wird angekündigt. Die Aufregung ist unbeschreiblich. Der Zug läuft in die Halle. Einen Augenblick lang Stille, dann bricht der Jubel los. Der Orchester spielen, ein Rausch erfaßt die ganze Menge. Alles schreit, jubelt, ist glücklich. Aus den ersten Waggons drängt sich die Schar der Diener, der unsicher um sich blicken. Es sind finster blickende, schwer hinschreitende Mongolen. Ihr mit Schafpelz gefütterter Mantel ist an die Hüften befestigt. Die Kappen der schweren Stiefel sind nach aufwärts gerichtet. Der kahle Kopf trägt eine hohe Pelzmütze. Sie blicken mißtrauisch

um sich, ihre Frauen und Kinder schmiegen sich aneinander, mit schlürfenden Schritten setzten sie sich in Bewegung. Man sieht ihrem Gang an, daß sie sich auf fremdem Boden finden. Die vornehmen Mitglieder des Gefolges, die Beamten, fahren in ihren Autos davon. Eine große Gruppe von Kapuzenträgern folgt, die Geistlichen des rauhen Tibets. Ihre graue und schwarze Schar verdeckt für einen Augenblick die Farbenpracht. Es scheinen leblose Wesen, ihr Auge blickt in die Ferne, schon hat sie die Menge verschlungen.

Nun drängt sich alles an den Salonwagen, dessen Tür sich öffnet, dessen gelbseidene Vorhänge sich auseinanderschoben. Der Panchen Lama erscheint. Die jubelnde Begeisterung ist unbeschreiblich. Aller Augen sind auf ihn gerichtet. Alle Stimmen rufen ihm zu, alle Herzen schlagen ihm entgegen, alle Fahnen werden ihm entgegengeschwenkt. Seine Heiligkeit zuckt aber nicht einmal mit den Wimpern. Er blickt nicht auf, nimmt seinen Platz rasch im gelben Auto ein, das vor der Waggontür stand. Seinen gelbseidenen [Überrock] bedeckt ein dunkler Zobelmantel. Auch die Mütze ist mit Zobelpelz verbrämt. Um den Hals hängt der Lama-Rosenkranz aus haselnußgroßen Perlen. Einen Augenblick lang wirkt es störend, daß die Reinkarnation des „Unendlichen Lichtes“ in einem gelbgestrichenen Automobil Platz nimmt, daß er nicht hinter den Vorhängen eines Tragstuhles, dessen Last gebeugte Sklaven tragen, den Augen der Menge entschwindet. Aber wundersam, wie der Kraftwagen sich langsam in Bewegung setzt, verschwindet dieser Kontrast.

Vor der edlen und archaistischen Haltung des Lamas versinkt alles Moderne und Alltägliche. Man sieht nur ihn, wie er, würdevoll in sich vertieft, mit gesenkten Augen in gelber Seide und in den Zobelmantel gehüllt sitzt. Man hört kaum den himmelstürmenden Jubel, der ihn auf den Straßen bis zu dem Palast begleitet, in dem er wohnen wird und der in dem nördlichen Teil der ehemaligen „Verbotenen Stadt“ liegt. Es ist ein Palais traurigen Angedenkens. Hier starb Huang-Shü der eigentlich letzte Herrscher des Reiches des Himmels, der China gegen den Willen der alten Kaiserin-Mutter reformieren wollte. Die Kaiserin Tsu-Hsi hat das ganze Leben des jungen Herrschers vernichtet. Sie hat alle Neuerungsbestrebungen des jungen, hervorragend begabten Kaisers, der eigentlich niemals herrschte, zuschanden gemacht. Das ist eine lange Geschichte, die nicht hierher gehört. Nur soviel sei erwähnt, daß er in diesem Palast als Gefangener lebte und hier vierundzwanzig Stunden vor dem Tode der alten Kaiserin starb. Man sagt, daß Tsu-Hsi, als sie erfuhr, daß sie selbst unrettbar krank sei, den jungen Kaiser vergiftet, früher in die andere Welt geschickt habe, damit er ihr auch dort diene. Der arme Huang-Shü konnte selbst im Tode der schrecklich grausamen alten Kaiserin nicht entrinnen.

Yin-Tai, der auf der kleinen Insel erbaute Palast, erscheint beim ersten Anblick wie ein Emailbild inmitten des stillen Sees. Die farbigen Majolikadächer sind zum Teile von giftgrünem Laub verhüllt, die Luft ist voll von dem Duft der blühenden Sträucher. Hier wohnt Se. Heiligkeit. Hier versammeln sich alle Gläubigen, um das Knie zur Huldigung zu beugen. Im Hofe des Palasts sehe ich nach der Ankunft des Panchen Lama eine sonderbare Feier. In diesem Palais hatte ich das Glück, von dem Kirchenfürsten in Privataudienz empfangen zu werden. Er selbst nahm auf einem bei der offenen Tür aufgestellten gelbseidenen Thron Platz und ebenso wie beim Empfang erhob er während der viele Stunden währenden Feier kein einzigesmal sein Auge auf die Menge. Er saß regungslos, ließ den Rosenkranz durch die Finger gleiten, und wenn man nicht zuweilen aus der Bewegung der Lippen bemerkt hätte, daß er bete, so wäre es wie ein Götzenbild des Buddhas erschienen, erdenferne und mystisch. Vor ihm kauerten auf der Erde Hunderte der in Gelb und Purpur gekleideten tibetischen Mönche, welche mit verhaltener Stimme im Chor Psalme sangen. Ringsherum verschiedene Gruppen der Chinesen aller Religionen, Buddhisten, Tarvisten, Shintoisten, Mohammedaner, Reformierte, Lutheraner, Griechisch-

Oriente, die englische High- und Lord-Church, alles mit Ausnahme der katholischen Kirche ist hier vertreten und alle nehmen an der Feier durch Psalmensingen und Reden teil. Diese Feier war weder ergreifend, noch erhebend. Sie war aber schön als Sehenswürdigkeit, als Bild. Die Reden behandeln den Weltfrieden, und endlich verdolmetscht der eine Redner die Botschaft des Panchen Lama: Frieden – Liebe – Ruhe. Während seines Aufenthaltes in Peking hat die chinesische Regierung dem Panchen Lama den Titel des „für den Frieden in Ruhe Arbeitenden“ verliehen; die Feier war bloß eine äußerliche Demonstration dessen, daß sich das kirchliche Oberhaupt den Frieden als Ziel seines Lebens gesteckt hat, für welchen nicht nur er, sondern zweifellos jede denkende und fühlende Seele heiß betet.

Eine Audienz beim Panchen Lama.

Einige Tage nach der Feier kam die Reihe an die Audienzen. Im Innern des Palasts sind alle Gemächer mit gelber Seide überzogen. Nach einigen Minuten wird gemeldet, daß Se. Heiligkeit die Gäste erwartet. Wir treten ein. Er sitzt auf einem hohen Thron. Die Besucher nehmen rechts und links von ihm Platz. Ein dunkellila Talar bedeckt seine Schultern, unter dem ein silberner Mantel blinkt. Um dem Arm schlingt sich ein Rosenkranz aus großen Holzperlen. Seine Füße stecken in silbernen Sandalen. Er beginnt zu sprechen und entbietet durch Dolmetsche allen denjenigen, die ihn aufsuchen, seinen Gruß. Die Dolmetsche dürfen ihm nicht ins Gesicht sehen. Bis zum Boden gedrückt, geben sie die Worte flüsternd weiter. Der Panchen Lama spricht Tibetanisch. Sein Dolmetsch übersetzt seine Worte in die chinesische Sprache, die uns dann der europäische Dolmetsch weiter vermittelt. Die Konversation wird dieserart in drei verschiedenen Sprachen geführt und ist natürlich nicht sonderlich lebhaft. Aber nicht das ist wichtig, was der Panchen Lama sagt, sondern wie er es tut.

Seine Stimme ist wunderbar, leise und vibrierend. Musik dem feinen Ohr, kultiviert und bezaubernd. Seine Stirn ist mächtig, edel, gewölbt, leider trägt er eine goldgeränderte Brille, was den Gesamteindruck einen Augenblick stört, aber nur für einen Augenblick. Dann stehen wir alle unter dem Eindruck seines Herrscherblickes. Die strahlenden Augen leuchten mit dem Glanz des „Unendlichen Lichtes“, sie spiegeln die Tiefen der Seele. Sie blicken in die Ferne, sie sehen in die Höhe. Seine Stimme und seine Augen sind unvergeßlich. Auf unsere Frage über seine Reise erhielten wir wunderbare Antwort, daß *Se. Heiligkeit große Veränderungen auf jenen Gebieten gesehen habe, wo er zuletzt vor mehreren hundert Jahren gewesen*. Nach der Audienz erklärte man uns, daß der Panchen Lama in seiner gegenwärtigen Reinkarnation ein vollkommenes und klares Bild über sein früheres Leben habe und sich genau an alles erinnert, was er auf den geheimnisvollen Wegen der Seelenwanderung durch den Wechsel der Jahrhunderte hindurch gesehen.

Se. Heiligkeit interessiert sich für Europa. Er ist nicht ganz genau über alles informiert. Das ist aber nur natürlich. Ich kann nicht verschweigen, daß er während der ganzen Audienz neugierig, fast ständig den Zylinder in der Hand des einen Besuchers fixiert hat.

Nach einstündiger Konversation erhebt sich der Panchen Lama, reicht seine Hand und gleichzeitig übergibt einer der Herren aus seiner Begleitung ein blaues Seidentuch, das er in rascher Bewegung über seinen Handrücken breitet, damit die zum Abschied sich vereinigten Hände sich unter diesem Stück Seide begegnen. Dieses Seidentuch, das leicht ist wie ein Hauch und blau wie der Himmel, ist ein Geschenk, das sichtbare Zeichen der Freundschaft des Panchen Lama. Wenn unser Weg uns einstmal in sein Reich nach Tibet führt, genügt es, dieses Tuch vorzuzeigen, und jedermann weiß, daß wir die Freunde des Panchen Lama sind. Die wunderbaren Augen blicken mir ins Auge. Die wundersame Stimme flüstert ein Gott mit dir! Von der Schwelle blicke ich zurück. Noch einmal winkt er mir leutselig

zu. Dann schließt sich der gelbseidene Vorhang, hinter welchem Se. Heiligkeit thront, die Reinkarnation des „Unendlichen Lichtes“, der Panchen Lama.

Peking, im März.

Der Tempel des Himmels.

Von Elisabeth v. Paulay.

Während in Europa jedes Jahrhundert seinen eigenen Stil, ja nicht selten sogar mehrere Stile besitzt, welche in jedem Zweige der Künste den Geist, den Geschmack, die Gewohnheiten, Ausschweifungen und Gesetze der Epoche spiegeln, haben die Künste in China seit ungefähr 1400 Jahren nichts Neues geschaffen. Sie wiederholen sich selbst auf der ganzen Linie, ohne neue Ideen, ohne Verschiedenheit der Ausdrucksform, durch die Jahrhunderte hindurch unverkennbar den eigenen Charakter bewahrend. Aus der Feinheit der Schnitzereien, aus dem Reichthum der Ornamente läßt sich wohl auf die Ursprungszeit schließen, allenfalls erkennt man aus der Qualität des Materiales, in welchem Teile des Landes die Kunstwerke entstanden sind, aber seit den letzten 600 Jahren ist keine organische Aenderung zu merken. Ausländischer Einfluß ist vielfach zu entdecken und stark fühlbar. Zahlreich und mächtig sind die Spuren der Indier und Perser, und es ist fast gewiß, daß die Skulpturen der Mauern in den Grotten von Loung-Men, welche die ältesten und interessantesten Buddhafiguren enthalten, unter der Dynastie Tien-Wei (380 vor Christi) begonnen wurden. Diese Dynastie aber stammt aus der westlichen Mongolei. Dieses Gebiet Asiens hatten damals bereits die Griechen bereist. Die Spuren finden sich deutlich in den Reliefs von Loung-Men. Der europäische Einfluß wurde namentlich im achtzehnten Jahrhundert intensiv fühlbar, als die unter dem Kaiser Chen-Loung nach China gewanderten Jesuitenväter alle die Reraten, alle die komplizierten und feinen Ornamente im Stile Louis XV. mit sich brachten, die wir bis in unsere Tage in allen Zweigen der Künste sehen. Eine Ausnahme ist die Architektur, die hier vom Anbeginne an vollkommen frei war von jeglichem fremden Einfluß und deren Charakter ein rein individueller ist, nicht nur in nationalem, sondern auch in asiatischem Sinne. Während die vornehmste Eigentümlichkeit aller übrigen Künste die auf den kleinen Raum beschränkte Kunstschöpfung ist, die das Bestreben hat, hauchartig, gebrechlich und zierlich zu sein, darf sich die Architektur der Chinesen der robusten, imposanten, großen Linien mit allen ihren Wirkungen rühmen. Alle Paläste, Tempel, Pagoden und Tore sind monumentale Schöpfungen: die Tempel und Paläste alle vollkommen gleichförmig sowohl in ihrer äußeren Form wie in ihrer inneren Einteilung. Die Baukünstler strebten nie danach, ihre individuellen Auffassungen zum Ausdruck zu bringen, und das dreigeteilte, gebogene Majolikodach, das unvermeidlich ist und sich nie ändert, würde die Bauwerke monoton erscheinen lassen, wenn nicht sämtliche Baukünstler in dem Besitze eines großen Geheimnisses wären, wie nämlich die Bauwerke so zu placieren sind, daß sie durch sich selbst ungestört wirken können.

Jedes chinesische Bauwerk besteht aus mehreren auf dem eigenen Gebiet errichteten ebenerdigen Häusern, deren Größe nach der Bestimmung wechselt, aber jedes Haus hat einen eigenen Hof, und wer durch das Haupttor der den ganzen Komplex umfassenden Mauer eintritt und in die Höhe blickt, der sieht ein Stück Himmel, welches sozusagen nur ihm gehört, denn das Auge wird durch keine fremde Linie, durch kein Dach des Nachbarhauses gestört. Dies ist naturgemäß nur dort möglich, wo dem Erbauer unbeschränkt großer Raum zur Verfügung steht, wo sich die Gebäude nebeneinander in asiatischer Bequemlichkeit, in großstiliger Mannverschwendung ausbreiten können. Von größter Wirkung sind vielleicht jene Tore, welche die inneren Mauern Beküngen schmücken. Diese uralten barbarischen und „Halt“ gebietenden Gebäudekolosse sind wie Dekorationen in den Horizont gestellt. Sie stehen dort und herrschen, unerschütterlich seit Jahrhunderten zum Himmel starrend, und sie wirken in der durchscheinenden reinen Luft wie Theaterkulissen eines phantastischen Schauspiels.

Von Chien-Men, dem breiten Tor der uralten „verlorenen Stadt“, führt eine breite Straße zum Tempel des Himmels. Diese Straße ist ebenso spezifisch pekingisch wie die Rue de la Paix spezifisch pariserisch ist. Sie ist die verkehrsrreichste von allen Straßen der Hauptstadt. Laden reiht sich an Laden. Auf dem Gehsteig dichtgedrängt die auf dem Boden hochenden Händler, auf dem Fahrweg ein Wirbel der Mißgeschick, die aus den Nebengassen ohne Ordnung im Durcheinander hervorstürzen, den Verkehr der Hauptstraße kreuzend, Lärmen, Brüllen, Autosignale, Knarren der Wagen, dann wieder ein Schreien und Peitschenknallen der Führer würdevoll einherschreitender Kamelkaramanen, ein Stimmengewirr, ein Menschenstrom, gute Laune, Schelten, große Herren, Bettler, Dummheit, Staubwolken, Sonne — Leben. Am Ende dieser Straße liegt der Tempel des Himmels: bereits außerhalb der Stadt. Er ist par excellence ein Beispiel der oben erwähnten Placierungskunst. Er liegt in einem von einer mächtigen roten Steinmauer umgebenen ungeheuren Garten. Bis zum Tor begleitet uns der Lärm des Lebens in seinem Leuchten und in seinem Glanz. In dem Augenblick, da ich die Schwelle überschreite, hört alles Leben wie mit einem Hauberzschlage auf. Die Stille ist so tief rings um mich herum, daß ich das Schlagen meines Herzens höre, wie ich unter den jahrhundertalten Thuja-Läunen stehe. Der Tempel selbst in der Mitte des Gartens ist ein rundes, wunderbar proportioniertes Gebäude mit einem indigoblauen dreiteiligen Majolikodach, auf dessen Kuppel der kaiserliche Goldknapf leuchtet. Dieser Pavillon steht in der Mitte einer runden weißen Marmorterrasse, deren dreifache Balustrade von kleinen Säulen unterbrochen wird. Auf den Balustraden und auf den kleinen schlanken Säulen ist jede Handbreite Raum wunderbar geschnitten. Das ganze sieht von weitem aus wie ein märchenhafter Saphir in einer weißen Marmorfassung. Auf der gegenüberliegenden Seite

des Gartens liegt eine andere Marmorterrasse, die genaue Kopie der ersten, aber ohne Gebäude in der Mitte. Die beiden Terrassen sind durch einen mit Steinfliesen bedeckten Weg verbunden.

Ich sah den Tempel des Himmels in allen Jahreszeiten, zu jeder Stunde des Tages, ich sah die blaue Kuppel in der Morgendämmerung des Frühjahrs lustig erglänzen, in der Mittagssonne schimmern, in der Herbstdämmerung jählern leuchten, im Winternebel sich frostig verbergen. Ich sah von dem weißen Marmortalar den stürmischen Sonnenuntergang, ich sah den blutroten Mond vom Himmelstrand hervorbrechen, ich sah die Nacht mit ihren Sternschnuppen, ich sah zarte Lämmerwolken auf blaßblauem Himmel schweben, und zu jeder Zeit und in jeder Stunde fühlte ich, dieser Platz, dieser Garten ist wirklich der Tempel des Himmels. Und in dieser tief erhabenen Stille, die mich hier umzingelt, zauberte ich mir jene großartige Zeremonie vor Augen, die hier einmal in jedem Jahre sich abspielte, als der Sohn des Himmels, der Kaiser der Chinesen, hieher kam, um dem Himmel Rechenschaft zu geben darüber, wie er seine Pflicht dem Volke und dem Lande gegenüber erfüllte.

In der inneren Stadt, auf dem Wege vom Kaiserpalast zum Tempel des Himmels waren alle Türen geschlossen und alle Fenster verhängt. Unter der Straße der Enthauptung war es jedermann verboten, einen Blick auf die Straße zu werfen. Die vom Palast zum Tempel Spalier bildenden Soldaten knieten mit angehaltenem Atem, gebeugten Hauptes im Straßenstaub, ihre Wimpern durften nicht aufzucken, denn derjenige wäre sofort ein Kind des Todes gewesen, der es gewagt hätte, die Augen zu erheben, als der größte Herr vor ihm einhertritt. Im Tempel angelangt, durchwachte er allein die ganze Nacht in tiefem Sinnen und gab dem Himmel Rechenschaft über seine Taten. In der Frühe, nach der Nachtwache, zog er, gefolgt von seinem ganzen Hof, von der blauen Kuppel auf die offene Marmorterrasse, um hier dem Himmel mit dem großen Prunk ein Opfer darzubringen und seinen Segen für das folgende Jahr zu erstehen. Auf dem Rundplatze, auf dem schwarzweißen Marmor sind noch heute die Stellen der Fahnenstangen zu sehen. Ganze Bände beschreiben genau die kleinsten Bewegungen, alle Details der Zeremonie, deren strenge, minutiöse Einhaltung von der größten Wichtigkeit war. Ich stelle mir jenes wunderbare Bild vor, als der Herr Asiens in der Mitte des Marmorplatzes mit seinem ganzen Hofe stand. Viele Fahnen mit goldgestickten Drachen flatterten im Winde, leise Pfeifen erklangen, Harfen erklangen, Kinderchöre sangen, alte Stickerien, schwere Prohate leuchteten in der Sonne, der Kaiser der Chinesen sank dreimal und dann wieder dreimal in die Knie, mit der erhabenen Stirn immer wieder den Erdboden berührend, zusammengesunken vor Demut. Und über allem wölbte sich ebenso wie heute der göttlich blaue Himmel, dessen Sohn der jeweilige chinesische Imperator war.

Diese Vision lebt in meiner Seele, wenn ich daran denke, wie groß der Künstler gewesen sein mag, der den Tempel des Himmels in diesen Garten gestellt hat, wo es ansonsten keinerlei Requisite eines chinesischen Tempels gibt. Es war nicht nur ein großer Künstler, sondern auch ein Dichter. Er fühlte mit seiner Seele, daß sich im vollen Verstand des Wortes jeder Mensch zum Tempel wandelt, wo sich die menschliche Seele erhebend dem Herrn nähert und wo jedermann seinen Gott findet.

Der Tempel des Himmels ist ein ungeheurer Garten, seine Kuppel ist das Himmelsgewölbe, seine Orgel das Rauschen des Windes, seine Säulen die hundertjährigen Tannen, seine Altarkerzen die Sterne, der Weihrauch der Duft der Blumen. Und daß dieser Tempel uns allen gehört und daß wir alle hier erhört werden, dieses Gefühl senkt sich in das Herz, beruhigt die Seele. Es ist ein seltenes und großes Erlebnis, von einer menschlichen Schöpfung ausgehend die ganze Schöpfung bewundern zu können, und wer jemals auf diesen weißen Marmortreppen unter freiem Himmelszelt geträumt hat, führt von hier die demutvolle Andacht mit sich und das Gefühl einer großen Harmonie, ebenso wie derjenige, der staunend den Moses Michelangelos bewundert oder der die göttlichen Klänge der Neunten Symphonie verstanden hat. Der Wanderer verläßt langsamen Schrittes den Garten, er nimmt im Herzen mit sich die heilige Ruhe, die erhabene Stille, die göttliche Einsamkeit dieses Platzes, den unendlichen Gottesfrieden des Himmelsgewölbes.

Pe king, im Januar.